

CHRISTIANE SCHILDKNECHT,  
DIETER TEICHERT, TEMILO VAN ZANTWIJK (HRSG.)

# Genese und Geltung

Für Gottfried Gabriel

mentis  
PADERBORN

## Einleitung

Überschreitung starrer Denkgrenzen durch kritische Begriffsanalysen und Versöhnung von vermeintlichen Gegensätzen durch eine komplementäre Betrachtungsweise – unter diese Stichwörter lässt sich das breite Themenspektrum der Arbeiten Gottfried Gabriels wohl am besten subsumieren. Die Titel dieser Arbeiten, die das verbindende »und« wie ein Markenzeichen führen, sprechen Bände: Sei es seine Dissertation über die praktischen Grundlagen der Definitionslehre, *Definition und Interessen* (1972), seine Habilitationsschrift über eine semantische Theorie der Literatur, *Fiktion und Wahrheit* (1975), seine Monographien zu Erkenntnisformen von Dichtung, Philosophie und Wissenschaft, *Zwischen Logik und Literatur* (1991), und zum Verhältnis von wissenschaftlicher und ästhetischer Weltauffassung, *Logik und Rhetorik der Erkenntnis* (1997), – immer ist es die komplementäre Sicht der Dinge, die Brücken zwischen weit auseinander liegenden Bereichen oder Begriffen schlägt, die sich eingefahrenen Schematisierungen widersetzt und argumentativ Neuland im Zwischenbereich besetzt. Zu verdanken haben wir diese komplementaristische Erweiterung des philosophischen Horizonts dem Schwanken des Studenten Gabriel zwischen den ungleichen Schwestern »Logik« und »Ästhetik«, der – wiewohl stärker an die erstere gebunden – seinen eigenen Worten gemäß, von letzterer doch nicht lassen konnte.<sup>1</sup> Von seinem unermüdlichen Versuch, einer Entzweiung der beiden Schwestern und damit einem philosophischen Familiendrama entgegenzuwirken, zeugt eine eindrucksvolle Liste von Themen und Lieblingsautoren: Logik, vor allem die Logik Freges, einschließlich deren historischer Wurzeln im Neukantianismus und bei Lotze, das Verhältnis von Logik und Rhetorik; logisches und analogisches Denken; Logik und Literatur; Erkenntnistheorie – von Descartes über Locke, Berkeley und Hume bis hin zu Kant, Schopenhauer und Wittgenstein; die Möglichkeiten ästhetischer Erkenntnis; literarische Formen der Philosophie u.a. bei Wittgenstein, Montaigne, Adorno, Descartes, Schopenhauer und Berkeley; propositionale und nicht-propositionale Formen der Erkenntnis; Sprachkritik und Kritik an einer Dekonstruktion des Erkenntnisbegriffs; die Komplementarität von

---

<sup>1</sup> Vgl. Gabriel, *Zwischen Logik und Literatur*, S. VII.

Erkenntnisformen; das Verhältnis von Fakten und Fiktionen sowie die Ästhetik und Rhetorik des Geldes.

Was diese Liste belegt, ist die systematische Ausrichtung Gottfried Gabriels auf Fragen der Geltung philosophischer Argumente einerseits und sein ausgeprägtes Interesse an der Genese philosophischer Fragestellungen andererseits.

Und beides lässt sich eben – entgegen verbreiteter Denkgewohnheiten – keineswegs grundsätzlich trennen. Zwar ist eine messerscharfe Trennung der Geltung von der Genese im Sinne einer Gegenüberstellung von Gründen des Wahrseins und Gründen des Für-wahr-Haltens als terminologische Unterscheidung grundlegend. Die Stellung dieser Unterscheidung hat sich allerdings im Kontext der Entwicklung der jüngeren Philosophie in geradezu dramatischer Weise verändert. Im Rahmen metaphysischer Systeme lassen sich Geltungsfragen in der Tat losgelöst von Aspekten der Genese behandeln. Eine nach-metaphysische und durch die Hinwendung zur Sprache als welterschließendem Medium geprägte Philosophie hat auf solche Optionen jedoch verzichtet. Gründe sind ihr immer nur als sprachlich artikuliert oder artikulierbare Gründe verfügbar, und das Wahrsein ist vom Für-wahr-Halten eben nicht mehr in einer Platonistischen Weise geschieden. Die voreiligen Konsequenzen aus dieser Entwicklung sind die plakative Parole vom Ende der Philosophie, die Verabschiedung der Vernunft und die verschiedenartigen Nachrufe angesichts des angeblichen Todes des Subjekts. Die Unterscheidung von Geltung und Genese ist aber keinesfalls obsolet geworden. Das Systematische und das Historische lassen sich allerdings nicht mehr in einer simplen Oppositionsbildung fixieren. Die Gründe des Wahrseins sind selbst als sprachlich artikuliert zu denken, insofern als vermittelt und tendenziell geschichtlich oder kontextuell bedingt. Das Verhältnis von Geltung und Genese ist damit als ein dialektisches bestimmt. Geltung ohne Genese ist blind und Genese ohne Geltung ist leer. Unter diesem Blickwinkel lässt sich auch die Bedeutung der in Gottfried Gabriels Untersuchungen immer mitgeführten philosophiegeschichtlichen Fragestellungen erfassen, die Rekonstruktionen von Geltungsansprüchen geben und damit eben keineswegs antiquarische Erbauungsliteratur produzieren, die in den Vitrinen eines Museums der Philosophiegeschichte die Gedanken verblichener Denker ausstellt. Gabriels philosophiegeschichtliche Überlegungen dienen direkt der Klärung von philosophischen Problemen und bewahren in ihrer Nüchternheit und schnörkellosen Klarheit durchgehend eine Balance von historischer Fundierung und systematischer Klärung, deren Verlässlichkeit vorbildlich ist.

Die hier versammelten Beiträge der Schülerinnen und Schüler Gottfried Gabriels spiegeln diese spannungsreiche Verknüpfung von Genese und Gel-

tung. Sie betreffen die Frage der Kontextabhängigkeit der Bedeutung, die Logik und Philosophie Gottlob Freges, die historischen Verbindungen kontinentaler und analytischer Philosophie am Beispiel Carnaps, das Verständnis von Philosophie in Orientierung an den Idealen klarer und deutlicher Erkenntnis, die systematische Relevanz des Komplementaritätsgedankens, die philosophische Relevanz der Begriffsgeschichte, eine Theorie des Fiktionalen, die den Begriff der Imagination in den Mittelpunkt rückt, das Rätsel als Erkenntnisform bei Friedrich Schiller sowie Formen eines liberalen Konservatismus bei Hume und Schopenhauer. Genauer geht es bei den Beiträgen um Folgendes:

*Marco Ruffino* analysiert in seinem Beitrag einen Versuch H. Cappelens und E. Lepores, die klassische Semantik gegen einen radikalen Kontextualismus zu verteidigen. Der radikale Kontextualismus betrachtet alle sprachlichen Ausdrücke als kontextsensitiv. Somit wird der semantische Gehalt aller Ausdrücke als vom Kontext ihres Auftretens abhängig betrachtet. Die Gegenposition des semantischen Minimalismus stimmt mit dem radikalen Kontextualismus lediglich hinsichtlich der Kontextsensitivität indexikalischer Ausdrücke überein. Gegen den radikalen Kontextualismus verteidigt der semantische Minimalist die klassische Semantik. Er behauptet, dass die Konzeptionen der klassischen Semantik es ermöglichen, den Bedeutungsgehalt nicht-indexikalischer Ausdrücke zu erfassen. Ruffino bekundet Sympathien für diesen Rettungsversuch der klassischen Semantik. Die von ihm durchgeführte, detaillierte Rekonstruktion der Strategie Cappelens und Lepores zeigt aber, dass die vorgebrachten Argumente nicht in der Lage sind, die Kontextsensitivität für nicht-indexikalische Ausdrücke in überzeugender Weise auszuschließen. Ruffinos Fazit besagt, dass die vorgelegte Rehabilitation der klassischen Semantik keine angemessene Sicht auf das Sprachverstehen und sprachliche Kommunikation vermittelt.

Der Beitrag *Uwe Dathes* hebt bisher unbekannte historische Schätze: späte amtliche Schreiben Gottlob Freges, die überraschenderweise wissenschaftshistorisch relevante Fakten bergen und vor deren Hintergrund Freges letzte Schriften in einem neuen interpretatorischen Licht erscheinen. Erschöpfungszustände veranlassen Frege 1913, mit einem Verweis auf der Vollendung harrender wissenschaftlicher Arbeiten um Beurlaubung von seinen Universitätspflichten zu ersuchen. Der gewährte Urlaub erzielte jedoch nicht den gewünschten Effekt. Unter dem Eindruck der Kriegsergebnisse gerät Frege in eine Schaffenskrise, die ihren Niederschlag in dem misslungenen Versuch findet, seine unterschiedlichen Denkstadien entstammenden Ansichten in dem Fragment »Meine grundlegenden logischen Einsichten«

vom Frühjahr 1915 zu bündeln. Es folgen Gesuche unterschiedlicher Art, die ein eindrucksvolles Bild der persönlichen Lage Freges zeichnen. Die Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit in Jena im Sommersemester 1918 scheitert, und Frege sieht sich schließlich gezwungen, einen Antrag auf Emeritierung zu stellen, um »die Ernte seines Lebens heimzubringen«. Die schriftlichen Zeugnisse lassen uns an diesem Prozess aus nächster Nähe teilhaben und stellen darüber hinaus ein Plädoyer für eine Neuauflage der Korrespondenz Freges dar.

Der Beitrag von *Sven Schlotter* widmet sich den ›kontinentalen‹ Ursprüngen der frühen analytischen Philosophie und argumentiert damit indirekt im Sinne Gabriels generell gegen eine strenge Dichotomie von kontinentaler und analytischer Philosophie. Im Hinblick auf die Frühphilosophie Rudolf Carnaps, die eine spezifische Jenenser *Mélange* aus Lebensphilosophie, mathematischer Logik und Neukantianismus darstellt, folgt Schlotter der philosophiehistorischen Forschung der letzten Jahre, die in Abgrenzung etwa von der empiristischen Interpretation des *Logischen Aufbaus* durch Quine und Goodman die neukantianischen Wurzeln Carnaps akzentuiert. Der Beitrag geht über diese interpretatorische Wende jedoch insofern hinaus, als er anhand bisher unveröffentlichter Quellen für eine Deutung Carnaps plädiert, die neben dem Einfluß des Neukantianismus in Gestalt der »Marburger Schule« und der »Südwestdeutschen Schule« vor allem denjenigen Bruno Bauchs betont, bei dem Carnap 1921 mit der Arbeit *Der Raum* promoviert hat. Dabei wird deutlich, wie die schrittweise Ablösung vom Neukantianismus in Carnaps Frühwerk einhergeht mit einer veränderten Gewichtung apriorischer, konventioneller und empirischer Erkenntnisfaktoren. Nur vor dem Hintergrund der von Bauch geführten Auseinandersetzung zwischen Neukantianismus und Konventionalismus über die Grundlagen der Geometrie können die philosophischen Anfänge Carnaps sowie dessen Emanzipation vom Neukantianismus und seine Entwicklung hin zum Konventionalismus verständlich gemacht werden. Dieser rote Faden bleibt auch für die späten Schriften Carnaps bestimmend, wie die Interpretation Schlotters auf überzeugende Weise darlegt.

Die Verbindung zwischen Wittgenstein und Carnap steht im Zentrum der Überlegungen *Wolfgang Kienzlers*. Kienzler rekonstruiert die Kontroverse zwischen beiden Philosophen, die sich an der Rezeption vermeintlich Wittgensteinschen Gedankenguts in Carnaps Aufsatz »Die physikalische Sprache als Universalsprache der Wissenschaft« von 1932 entzündet, als Aufeinandertreffen zweier unterschiedlicher Verständnisweisen von Philosophie, die zugleich ihre Darstellungsformen betrifft. Während sich Carnap an

einem Ideal der Deutlichkeit und Exaktheit orientiert, ist für Wittgenstein das Ideal der Klarheit demjenigen der Deutlichkeit systematisch übergeordnet, was gleichzeitig die Möglichkeit, Kernaufgaben der Philosophie (wie etwa das Geben von ›kategorialen Erläuterungen‹) exakt und deutlich machen zu wollen, ausschließt. Im Hinblick auf Carnaps *Logische Syntax der Sprache*, in dem dieser das Verhältnis zu Wittgenstein thematisiert, kann zunächst von einer Übereinstimmung beider Philosophen insofern die Rede sein, als Carnap hier die Auffassung vertritt, dass Philosophie keinen eigenen Gegenstandsbereich aufweist, sondern es nur mit der Sprache zu tun hat. Während Carnap jedoch versucht, Philosophie als Wissenschaft in exakter Form zu etablieren bzw. sie als Teil der Wissenschaft aufzufassen sucht, grenzt Wittgenstein Philosophie als Klärungsbemühung von der Wissenschaft und ihrem Exaktheitsstreben gerade ab und kontrastiert beide miteinander. In seiner Rekonstruktion der Kontroverse zwischen Wittgenstein und Carnap plädiert Kienzler für ein komplementäres Verhältnis beider Idealvorstellungen von Philosophie zueinander, insofern beide unterschiedliche philosophische Fragestellungen betreffen.

Um den Begriff der Komplementarität geht es auch in dem Beitrag von *Christiane Schildknecht* – diesmal jedoch aus systematischer Perspektive. Den Ausgangspunkt bildet das Plädoyer für ein komplementäres Verständnis des die Philosophie bestimmenden alten Gegensatzes zwischen Mythos und Logos. Dabei beruft sich die Komplementaritätsthese unter Rekurs auf Cassirer und Goodman auf Erkenntnis als das Mythos und Logos verbindende Element, das selbst wiederum bestimmten Konstitutionsbedingungen unterliegt. Mit der Komplementaritätsthese einher geht der Abweis eines ›Mythos des Gegebenen‹, dessen aktuelle Version innerhalb der Philosophie des Geistes diskutiert wird. Im Zusammenhang mit der Frage nach der Begrifflichkeit oder Nicht-Begrifflichkeit von Wahrnehmunggehalten und Überzeugungen wird die generelle Frage des Verhältnisses von Wahrnehmung und Wirklichkeit diskutiert und ein innerhalb der Debatte je nach Position vorgenommenes Verschieben der Grenzen zwischen dem begrifflichen Bereich der Überzeugungen und ihrem Bezug auf die wahrgenommene Welt einerseits sowie dem nicht-begrifflichen Bereich der Welt andererseits konstatiert. Vor dem Hintergrund des Zugeständnisses eines Surplus an Anschaulichkeit bzw. Phänomenalität, das begrifflich nicht einholbar ist, argumentiert der Aufsatz für eine konsequent komplementaristische Interpretation der phänomenalen Komponente.

Aufgaben, Reichweite und philosophische Relevanz der Begriffsgeschichte werden von *Dieter Teichert* erörtert. Mit dieser Fragestellung wird ein

Thema aufgegriffen, das in den Bereich fällt, in dem in den letzten Jahren ein Schwerpunkt der Arbeit Gottfried Gabriels lag. Als Hauptherausgeber des ›Historischen Wörterbuchs der Philosophie‹ hat er die Arbeiten an diesem von Joachim Ritter initiierten begriffsgeschichtlichen Handbuch koordiniert und zu einem erfolgreichen Abschluss geführt. Der Beitrag knüpft an die Feststellung Gabriels an, dass die Möglichkeiten der Begriffsgeschichte keineswegs erschöpft sind, und fragt nach dem Verhältnis von Begriffsgeschichte und Philosophie. Dabei werden zwei gegensätzliche Versionen der Begriffsgeschichte kontrastiert: eine schwache Version der Begriffsgeschichte als Terminologiegeschichte und eine philosophisch ambitionierte Version der Begriffsgeschichte als Philosophie. Begriffsgeschichte als Terminologiegeschichte ist ein weitgehend unumstrittenes Unternehmen, das man als Hilfswissenschaft der Philosophie bezeichnen kann. Die Begriffsgeschichte als Philosophie behauptet, dass Begriffe eine Geschichte haben und sich in ihrer Bedeutung wandeln. Damit wird ein weit verbreitetes Verständnis der Invarianz von Begriffsbedeutung angegriffen.

Im Zentrum des Beitrags von *Margit Sutrop* steht die Bestimmung fiktionaler Rede. Ausgehend von der Einsicht, dass die Kriterien für Fiktionalität nicht in der Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit liegen, sondern die Art und Weise der Sprachverwendung ausschlaggebend ist, werden neuere Ansätze, Fiktionalität in pragmatischen Begriffen zu analysieren, diskutiert: der Versuch, Fiktionalität im Rahmen der Sprechakttheorie zu definieren, sowie die Analyse von Fiktionalität als einer Form des ›So-Tuns-als-ob‹. Für beide Ansätze ist die Autorabsicht maßgeblich, sie unterscheiden sich jedoch im Hinblick auf deren Bestimmung. Obwohl sie eine entscheidende Weiterentwicklung dem semantischen Ansatz gegenüber darstellen, unterschätzen sie jedoch die Rolle der Imagination im Hinblick auf fiktionale Rede. Der Aufsatz analysiert fiktionale Rede im Rahmen der Intentionalitätstheorie Searles und argumentiert für einen Rekurs auf die Intention des Autors, wobei diese in der Absicht besteht, einen fiktionalen Sprechakt zu vollziehen, der Ausdruck seiner Imagination ist. Insofern die Imagination seitens des Autors eine Reaktion in der Vorstellung seitens des Lesers fordert, stellt sie die Produktion wie Rezeption fiktionaler Rede verbindende Moment dar.

*Temilo van Zantwijk* behandelt ein heute nur noch den Schiller-Kennern bekanntes Drama, die ›Turandot‹. Philosophisch interessant ist das Stück, das Schiller nach einer Vorlage Gozzis für das Weimarer Hoftheater bearbeitet hat, aufgrund der Rätsel, die in einer bemerkenswerten Weise die Rezipienten mit einbeziehen. Vor dem Hintergrund einer Unterscheidung

verschiedener Formen des Rätsels zeigt van Zantwijk, wie die spezifische Kommunikationsform des Rätsels im Fall der ›Turandot‹ gerade ästhetischen Witz bzw. die reflektierende Urteilskraft des Rezipienten aktiviert und herausfordert. Damit setzen sie sich von den durch logische Analyse lösbaren Rätseln ab. Darüber hinaus wird erläutert, wie das Rätsel im Weimarer Kontext einer spezifischen Kommunikationsform anspruchsvoller Geselligkeit zur Entfaltung verhilft, die sich von Trivialunterhaltung gleichermaßen wie von ernsthaftem Tiefsinn fern hält. Die Affinität dieser Form des geselligen Umgangs zum ›Symphilosophieren‹ der Frühromantiker führt keineswegs zu einer freundlichen Annäherung der Klassiker und der Romantiker, sondern verschärft die Polemik – den ›Schillerhaß‹ und die Häme über den Gedankendichter – von Seiten Schleiermachers und der beiden Schlegels. Nach van Zantwijk ging es Schleiermacher darum, einen mit den Konzeptionen der Jenaer Frühromantik konkurrierenden Autor aus dem Weg zu räumen. Die historischen Darlegungen münden ein in eine Betrachtung von Schillers Verhältnis zum Deutschen Idealismus und in eine Klärung der philosophischen Relevanz der von Schiller formulierten Rätsel. Sie machen Selbsterkenntnis mitteilbar und sind damit eine Vermittlungsinstanz zwischen Selbsterkenntnis und Geselligkeit.

Ein zentrales Problem der politischen Theorie und der praktischen Philosophie macht *Bernd Gräfrath* zum Gegenstand seiner Überlegungen. Liberale Konservative wie Hume und Schopenhauer verbinden den Begriff eines ›schwachen‹ Staats, der sich im Prinzip auf die Sanktion der Schädigung anderer beschränkt, mit einer liberalen Einstellung, die die Freiheit des Individuums akzentuiert. Der ›schwache‹ Staat kümmert sich nicht um die Moralität seiner Bürger, sondern hat die Funktion, die Verletzung der Rechte anderer zu verhindern. Gräfrath zeigt, dass Hume und Schopenhauer zwar als konservativ, aber gerade nicht als reaktionär zu beurteilen sind. Im Falle Humes werden dabei insbesondere die religionskritischen Äußerungen angeführt. Im Fall Schopenhauers weist Gräfrath auf die Forderung nach der Anerkennung des durch das Faktum der Leidensfähigkeit begründeten moralischen Status der Tiere und auf die Kritik an der zu Schopenhauers Zeiten praktizierten Sklaverei in den USA hin. Diesen Belegen für die nicht-reaktionären Implikationen eines liberalen Konservatismus stehen, wie Gräfrath feststellt, gerade bei Schopenhauer beispielsweise gegen Frauen gerichtete Auffassungen entgegen, die in heutiger Perspektive durchaus als reaktionär erscheinen. Gräfrath argumentiert diesbezüglich, dass es sich hierbei nicht um Konsequenzen handelt, die aus der philosophischen Position des liberalen Konservatismus hervorgehen.



Die hier versammelten Beiträge können nur einen Bruchteil des Themenspektrums von Gottfried Gabriel aufgreifen. Die ganze Fülle dieses Spektrums spiegelt seine Publikationsliste wider, die diesen Band abschließt.<sup>2</sup>

Luzern, Konstanz und Jena im Mai 2008

Christiane Schildknecht  
Dieter Teichert  
Temilo van Zantwijk

---

<sup>2</sup> Für ihre wertvolle redaktionelle Unterstützung danken wir Tobias Ballweg, Michael Kienecker, Eva Moser und Monika Padrutt.